

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 157.

Samstag, 9. Juli

1927.

(10. Fortsetzung.)

Eine Nacht im Russischen Klub.

Roman von Elisabeth Dill.

(Nachdruck verboten.)

"Marga!"

Als wieder keine Antwort kam, trat er an ihr Bett und beugte sich über sie: "Schläfst du schon?" "Was ist?" antwortete sie schlaftrunken.

"Eben war hier doch noch Licht in meinem Zimmer."

"Ja, ja, ich habe etwas gesucht und bin durch das Zimmer gegangen."

Das Licht seiner Taschenlampe glitt über ihr Bett. Sie verhielt sich reglos, während ihr Herz dumpf hämmerte.

"Ich schließ schon", sagte sie, indem sie wie schlaftrunken die Augen öffnete, "aber ich bin wieder wach geworden. Ist es schon spät?"

"Ja, gleich drei." Er schaute sich um. Ein merkwürdiges Parfüm ist in meinem Zimmer. Bianca sollte wirklich etwas besser achtgeben... sie hat Manieren angenommen... ich muß die Fenster aufmachen... das ganze Haus riecht danach... und dann fand ich diesen Handschuh auf der Treppe." Er hielt einen weißen Handschuh hoch.

"Ja, leg' ihn dort auf meinen Toilettentisch, Bianca verlor ihn..."

"Bianca? Es steht dein Name drin..."

"Ah, so, natürlich, ich hatte ihn Bianca geliehen."

"Sonderbar", sagte er und ging in seinem Zimmer die Fenster öffnen.

Mein Gott, mein Gott, wenn er doch endlich aus dem Zimmer hereinkommen wollte, dachte sie und stützte sich in den Kissen auf. Da fiel ihr ein, daß sie ja noch in ihren Kleidern war, und sie zog die Decke wieder hoch bis über ihre Schultern...

Endlich kam er herein und begann sich auszukleiden, aber ohne die Tür zu schließen.

"Du kommst so früh, wie war es denn bei euch, Fedor?"

"Ganz nett, aber nicht überwältigend", sagte er, indem er seine Stiefel auszog.

"Wo schläfst sie denn?" fragte er halblaut mit einem Blick nach dem Salon.

"Ja, das muß ich dir erzählen, schließ doch bitte erst die Tür zum Wohnzimmer, es zieht hier..."

Er schloß sie, zündete die Kerzen am Spiegel an und fuhr fort zu erzählen, von seinen Kameraden und den Ereignissen des Abends, an dem man immer die Schicksale der noch lebenden Kameraden erfuhr.

Sie hörte kaum hin... Sie lauschte mit verhaltinem Atem nach dem Nebenzimmer, in dem alles still blieb... Sie überlegte wie im Fieber... Was tun, damit er sich beruhigt? Was ihm erklären? Bianca das Kind... Mein Gott, wenn er danach fragte. Sonst hatte er sich immer still hingelegt, wenn er um diese frühe Stunde heimkam... Heute ging er immer hin und her, stand auf, um etwas aus dem anderen Zimmer zu holen, kam wieder herein und setzte sich vor seinen Frisiertisch. "Du, Marga... wo hast du sie denn hinquartiert? In die kalte Mansarde?" Ich muß es ihm sagen, dachte sie... und ihr Herz begann zu schlagen.

"Bianca ist fort", sagte sie leichthin...

Er fuhr herum und warf die Bürsten auf den Tisch. "Wie fortgegangen? Habt ihr euch gezankt?"

"Das nicht, aber sie ist ins Hotel gefahren... wir haben ja kein Fremdenzimmer"

"Und du liebst sie einfach ziehen...? Höre, das ist stark..." Er drehte sich um. "Wann ist sie denn fortgegangen und wohin?"

"Ins Bristol, wo ihre Freunde wohnen."

"Aber, du konntest ihr doch nebenan den Salon zuordnen machen."

"Sie schläft nicht auf dem Sofa, und der Salon ist hundekalt." "Aber hat einen Ofen."

"Jaja, aber sie hatte einfach keine Lust hierzubleiben. Warum? Warum? Es ist ihr zu ungemütlich, die Familienlust behagt ihr nicht... Was kann ich dafür? Es ist deine Cousine, nicht die meine... Mach ihr doch Vorwürfe, nicht mir..."

Damit drehte sich Marga nach der anderen Seite. In diesem Augenblick fiel sein Blick auf ihren fremdfrisierten Kopf, ihre aufgesteckten Locken im Nadeln und das Diadem.

Er stand auf und kam an ihr Bett... "Wie siehst du denn aus, Marga... was hast du da im Haar?... Das sieht ja aus wie eine Maskeade..."

Sie wandte den Kopf zur Seite... "Ah, so, ja, wir haben uns maskiert... und ich hab' vergessen, das abzulegen." Und sie löste das Diadem... Dabei kam ihr Arm zum Vorschein, und er sah den blitzenden Perlstreifen über ihrer Achsel...

"Du bist ja noch angekleidet", rief er. "Was ist denn das mit dir... was soll das heißen?... Was ist hier vorgegangen... So sprich doch!"

Mit einem Ruck riß er die Decke fort... Und er sah sie in ihrer Gesellschaftskleidung, einem weißen Perlkleid, das ihm fremd war.

Sie sah keinen Ausweg mehr, sie setzte sich aufrecht. "Wenn du mir versprichst, mich zuhören, will ich dir alles sagen, aber erst mach die Fenster drüben zu, es zieht"

"Ich kann es vor Parfüm nicht aushalten, man bekommt Kopfschmerzen davon."

Er blieb aber im Türpfosten stehen. "Also? Was soll dieser Anzug, wem gehört das Kleid, was hat das alles zu bedeuten? Es sieht ja gerade aus, als ob du in der Stadt gewesen wärst?"

"Das war ich auch..."

"Wie?... Heute nacht... in der Stadt?"

"Ja, mit Bianca... Es war Bianca langweilig hier draußen, und sie bat mich, sie zu begleiten..."

"Und du gingst mit?" rief er...

"Ja, ich ging mit..."

"Und das Kind ließt ihr daheim, allein in dem unbeschützten Haus?"

"Nein, das haben wir vorher mit Auguste zu Mawa geschickt..."

Er begann zu lachen und setzte sich auf einen Stuhl.

"Das ist ja wundervoll... Einmal im Monat erlaubt man sich auszugehen, und die Frau fährt zur Stadt... treibt sich dort herum in Bars oder Kabarets?"

"Wir waren in einem Klub."

"In was für einem Klub?"

"In dem Russischen Klub."

"Kenne ich nicht . . . Mit wem wart ihr da?"

"Mit Biancas Freunden."

"Mit diesem Amerikaner?"

"Und mit Baron Braka."

"Baron Braka!!" Fedor sah aus, als ob er etwas Schlechtes gegessen habe. "Braka, ich habe den Namen nie gehört oder gelesen, ein Hochstapler wahrscheinlich."

"Fedor, du mußt mich ausreden lassen . . ."

"Ja, bitte, sprich, sprich . . ."

Ihre Zähne schlugen aufeinander. Sie sprach atemlos. Es war so, Fedor, Bianca kam und fand es so schrecklich eng und einsam hier, sie fürchtete sich und wollte in ihr Hotel zurück und überredete mich, sie zu begleiten. Ich wollte erst nicht, ich hab' ja keine Toilette, da gab sie mir dieses Kleid . . . und frisierte mich und sagte, der Junge dürfe nicht allein in der Wohnung bleiben, und wir schickten die Amme mit ihm zu Mama.

"Sehr praktisch, allerdings, weiter!"

"Wir haben das jedesmal getan, wenn wir ausgegangen, Fedor . . ."

"Ich erinnere mich nicht, wann wir einmal ausgegangen sein sollten . . ."

Am Geburtstag von Mama im Oktober und einmal Sonntags, zu Tante Amalie zum Empfang. Damals schlugst du das selbst vor. Es war gewiß leichtsinnig von mir, Fedor, aber Bianca meinte, du seist sicher froh, wenn ich auch einmal etwas hätte . . ."

"Sehr dankbar, sehr erfreut, allerdings, daß sie meine Frau in Nepplokale einführt."

Im Russischen Klub verkehrt die beste Gesellschaft, Fedor!"

Sagt Bianca! Was die unter Gesellschaft versteht, darfest du doch, nach ihren heutigen Erklärungen, wissen. Die verkehrt ja mit Krethi und Blethi . . . wenn die Leute nur Geld haben und ein Auto . . . Sie läßt sich einladen von Leuten, mit denen ich mich nicht an einen Tisch setzen würde . . . Und wenn ich verhungern müßte . . . O ja, es gibt noch eine Ehre — eine sogenannte Bettlerehre, wenn du willst . . . Die Dichter machen sogar Gedichte über diese Tugend . . . Weiter, was tatet ihr in der Stadt?"

"Wir fuhren zuerst ins Bristol, wo sich Bianca ein Zimmer bestellte, und hörten, daß ihre Freunde schon im Klub seien und dort einen Tisch bestellt hatten."

"Eine Unverschämtheit", fuhr er auf. "Was gehen dich diese fremden Kerls an?"

"Es sind Biancas Freunde."

"Ha . . . Freunde . . . was man so in Hotelsdielen aufliest, . . . weiter, weiter, und dann — führt ihr in den Klub, trast die Kavaliere und soupiertet mit ihnen — hast du dich denn nicht geschämt, sag' mal?"

"Weshalb sollte ich mich schämen?"

"Du läßt dich einladen von diesen — diesen Menschen, die du nicht kennst?"

Bianca sagte erst, nachdem du fort warst, daß sie sich mit den Herren verabredet hätte, mit ihnen im Klub zu essen, und wir könnten dich nicht mehr um deine Erlaubnis fragen . . . Es ist übrigens merkwürdig, daß immer nur der Mann ausgehen soll und die Frau im Hause bleiben, wie eine Skavin . . . Ich habe doch früher ein geselliges Leben geführt, glaubst du, daß sich das vergibt? Jetzt sitze ich Abend für Abend hier draußen und höre nichts als den Wald ächzen und den Wind im Schornstein heulen . . . Das macht einen melancholisch, Fedor! Ich ging mit, weil ich einmal wieder Sehnsucht nach der Welt bekam, nach Licht und Leben und Musik und Menschen . . . ich bin mitgegangen, weil es mir Freude mache."

Er war so starr, daß er keine Worte fand. Diese Frau, die vor ihm stand in dem perlgestickten, weißen, glikernden und kostbaren Kleid, gleichmäßt zu einem Fest, frisiert, gepudert, gemalt und parfümiert, mit dem blendend weißen Hals, den Perlen und den langen Ohrgehängen, war ihm ganz fremd.

(Fortsetzung folgt.)

Die geheime Türe.

Von Dr. Volkmar Tro.

Auf der Landstraße von Miskolc gegen Epories ratterten vier Wagen durch das Lengenbezirke des sonnigen Aprilmorgen. In der ersten Karosse fiedelte der Primas neben dem Kutscher mit dem Rücken zu den Pferden, vier Zigeuner hatten im Wagen das Tambour auf den Knien, hämmerten, neigten, tranken, verschlugen die leeren Flaschen an den Rädern und je wilder sie spielten, um so lauter tobte rückwärts die Gesellschaft in den Wagen.

Seit dem vergangenen Nachmittag feierte Graf Tarogho seine Verlobung mit der Tänzerin Sonja Tschetschiloff vom Metropol-Varieté in Budapest. —

Als in Mat die Glocken zur Frühmesse läuteten, galoppierte der Zug in das Kastell der Tarogho, die Zigeuner hoben ihre Instrumente aus dem Wagen, wirbelten den Rakoczi-Marsch gegen die verwitterten Mauern und zogen spielend mit dem alten Kastellan voran. In den dunklen Gängen stand mustige Lust, Musik und Lachen hallte durch eine flucht verdunkelter Zimmer. Befestigte Tapeten hingen von den Wänden, in den Ecken Truhen und Stühle vergangener Jahrhunderte, erblindest Spiegel, in allen Räumen öde und Verwüstung.

Durch eine Flügeltüre strömte Licht. Die Marmorwände eines Saales schimmerten in der Morgensonne, ein venezianischer Lüster hing mit halb niedergebrannten Kerzen in die Leere. Tarogho befahl vom Dorfwirt ein Fälsches Tokauer und junge Hühner in Rahm, ein Knecht schleppte Scheiter zum Kamin, zog mit den Zigeunern schwere Renaissancestühle, verschlossene Louis-seize Sofas, einen wadeligen Empirestisch herein, schon hallte über dem Prasseln des Feuers ein Czardas, neben einem schnarchenden Altachs hielt ein alter Magnat mit hochgehobenem Glase eine Rede gegen die Tanzenden.

Sonja trat aus dem Gewühl vor das einzige Bild des Saales und erschrak: Die junge Frau in der Samtkleidung des achtzehnten Jahrhunderts war ihr Ebenbild — die gleichen graublauen Augen, tief schwarzen Haare, der leichtgeschwungene Mund, die marmorne Blässe des Antlitzes.

Sie stand wie gebannt. Tarogho nahm ihren Arm.

Diese Ähnlichkeit ist wie ein Wunder! Vor hundertachtzig Jahren war ein Tarogho Diplomat in Moskau. Er verliebte sich in sie, fiel wegen ihr im Duell. Das Bild kam später . . .

Ein Rudel junger Leute von den Nachbargütern stürmte in den Saal, umarmte ihn, verlangte zu trinken. Sonja schritt langsam in das Dunkel des Nebenzimmers, das Bild der jungen Frau stand wie lebendig vor ihren Augen, verschlang Lärm und Lachen. In der Dämmerung der Zimmer, die sie durchschritt, blieb das blaue Antlitz vor ihr. Sie öffnete eine Türe, stieg über den Schutt einer verfallenen Treppe in den Hof. Auf geborstenen Randquadern des kleinen Teiches hielten verwitterte Amouretten Kränze. Kein Laut ringsum. Ein efeubewachsenes Tor stand offen, sie kam in das Dunkel eines schmalen Gangs, lehnte um, geriet in einen Quergang. Durch ein zerbrochenes Fenster schimmerte Licht, als sie näher kam, versperrte eine Türe den Weg. Ganz ferne vernahm sie jetzt Musik.

Den Weg zum Saal vermutend, riß sie das Schloß auf, betrat ein finsternes Gelab — hinter ihr fiel die schwere Türe zu.

Musik und Lärm der Gäste waren jetzt ganz nahe, sie hörte Elfen-Rufe, dann einen Tusch der Zigeuner. Langsam tastete sie sich an der feuchten Wand weiter, geriet an eine Mauer — kein Ausgang. Drei Schritte zur Türe zurück. Sie suchte nach dem Schloß, wollte öffnen, rüttelte an der Klinke — das Schloß gab nicht nach.

Zäher Schreden überfiel sie jetzt in der Finsternis, vergebens versuchte sie mit Gewalt zu öffnen, stemmte sich gegen die Eichenholzen, zerrte an dem Eisen, bis ihre wunden Finger schmerzten — umsonst. Reuchend stand sie und überlegte, fühlte das Schloß mit den Fingerspitzen ab, hing sich an die Klinke — rüttelte an der Türe und schrie den Namen ihres Verlobten, schrie, bis sie heiser wurde, hielt sich atemlos an der nassen Mauer und starre mit weitauferöffneten Augen in das Dunkel. Der Gedanke, daß es keinen Ausweg gebe, steigerte ihre Verzweiflung zum Entsezen.

Im Saale war jetzt Stille. Sie horchte auf, tastete sich zur Wand des Saales, schlug mit Fäusten gegen die Steine, stemmte sich mit dem Körper an, schlug sich die Knöchel der Finger blutig und schrie — dröhnen antwortete Lachen und ein wilder Czardas.

Tarogho hatte nach einer Stunde dem Kastellan Auftrag gegeben, Sonja zu suchen. Der Alte kam achselzuckend zurück. Die Gäste wurden aufmerksam, die blonde Ilona strich an

Taroghy vorbei und fragte lachend nach Bela Pronay, der auch seit zwei Stunden verschwunden sei. Taroghy hieß die Zähne zusammen, ging in den Garten, rief in den Hof. Als er zurückkam, maskierte er mit einem Lächeln seine Aufregung: Sonja sei wahrscheinlich in das Dorf hinuntergegangen.

Neben ihm wicherte der alte Magnat auf, hielt sich torkelnd an dem Tisch und strich seinen Schnurrbart.

Café chantant, Ferencz Bacsi! Darin mußt du dich gewöhnen!"

Taroghy hob blitzschnell die Faust und ließ sie zitternd wieder sinken. Weintote Gesichter starrten ihm entgegen. Da trat er ganz nahe neben den Betrunkenen und rief ihm zu, daß er sich hüten möge, die Fürstin Tschetschikoff zu beleidigen, die jetzt in Budapest tanze, wie andere russische Aristokraten in Paris und Berlin Portiers und Schneider seien!

Der Magnat lallte eine Entschuldigung, die Gäste drängten heran und umarmten Taroghy. Er wirkte ab und ließ den Zigeunern Wein geben. Sie standen schon neben ihm und gingen ihm in die Ohren — er trank Gläser leer, die ihm von allen Seiten gereicht wurden, tanzte, trank — die Zigeuner spielten toller, er sah rote Kreise vor den Augen, dann plötzlich das blonde lächelnde Antlitz des Bildes, riß dem Primas die Geige aus der Hand und schleuderte sie gegen das Bild — es schwankte und fiel krachend zu Boden. Die Wand dahinter, grau von Spinnweben, bewegte sich — Mörtel bröckelte ab, ein schmaler Spalt klaffte, wurde breiter — eine schwarze Hand erschien, ein Arm — dann stand Sonja in der Öffnung, das Gesicht verzerrt, unkenntlich von Staub und Schmutz.

Ein Schrei brach die entsetzte Stille des Saales, Taroghy stieß die Zigeuner zur Seite, hielt Sonja, die wankte und gegen ihn fiel.

Während die Damen sich um sie bemühten, untersuchte man die geheime Tür. Es war ein schwerer, mannsbreiter Eichenblock, der durch zwei Eisenfedern um die eigene Achse gedreht wurde. Sonja hatte, als sie stundenlang gegen die Wand schlug, die schmale Eisenplatte getroffen, durch deren Bewegung die Federn ausgelöst wurden. Von der Cristenz der Tür wußte kein Mensch im Kastell — in der Innenseite des Blodes war die Jahreszahl 1888 eingeschnitten, darüber zwei getreute Türkensäbel.

Am späten Nachmittag, als eben das vierte Füßchen angeschlagen wurde und die Zigeuner wilder als zuvor fiedelten, erschien Bela Pronay und erzählte lachend, daß er im Garten den Tag verschlafen habe.

Die Krawattennadel.

Von Bert Schiff.

Der Vater war Gutsvächter, hatte zwei faule Knechte und einen Sohn, der in der Hauptstadt die landwirtschaftliche Schule besuchte.

Das Gut lag zehn Minuten vom Dorfe Herrieden; Herrieden lag zwei Stunden von der nächsten Bahnstation Endmoos.

Der Sohn hieß Wolfgang, hatte aber mehr den Gang eines Pfauen, denn eines Wolfes und war zwanzig Jahre alt. Er schielte schluchtern nach jungen Damen, wie es diesen Jahren ziemt und kaufte sich eine Krawattennadel mit einem großen Diamanten. Sie kostete fünfzehn Pfennige, denn der Diamant war aus geschliffenem Glas und funkelte wie ein Diamant. Er steckte diese Diamantennadel in die Krawatte, schaute in den Spiegel, betrachtete sich auch im Widerthein der großen Scheiben der Schau Fenster und fuhr mit der Bahn nach Endmoos, denn es war die Zeit der Herbstferien. Von da wanderte er durch den Wald, dem väterlichen Gut bei Herrieden zu.

Im Gebüsch raschelte es. Hastig stieckte er die Nadel in die Tasche, denn es konnten Wegelagerer sein und der leuchtende Diamant sollte niemand zum Totschlag verführen. Aber es war ein scheues Häuschen, das den Abhang hinab gehulkt.

Indes in Herrieden trug Wolfgang die Diamantennadel wieder hochgemut in der Krawatte.

Am nächsten Abend stekten die zwei Knechte Michel und Mathäus im Dorfwirtshaus die Köpfe über die Biergläser hinweg zusammen. Michel war mehr kurz und dick, der schlanke Mathäus hatte dafür mit fingerlangen Bartstoppeln überhäute Wangen. Aber beide waren überzeugt, daß Wolfgang gewaltige Reichtümer besaß. Denn wie Wolfgang sich mit der Diamantennadel spreiste, so war er auch Andeutungen um sich über ungeahnte Schätze der Hauptstadt.

Die Stadt war den Knechten ein dunkles, unentwirrbares Häusernäuel, ein Riesenlabyrinth, in dessen Leib Millio-

nen und Milliarden schlummerten. Deshalb beschlossen sie in derselben Nacht, die kostbare Nadel zu stehlen.

Unter großen Strapazen gelang der Diebeszug; denn Wolfgang legte die Oberkleider auf einen Stuhl nahe dem Fenster, durch das sie einsteigen, ehe er sich ins Bett legte und mit der tiefen Andacht der Jugend schlief. Es war Michel und Mathäus klar, daß sie noch vor Tagesgrauen mit der Beute fliehen müßten. Sie mieden das nahe Endmoos, wo man sie kannte, liefen vier Stunden zu einer entlegenen Bahnstation, lauften die neuesten Zeitungen, um zu sehen, ob die letzten Depeschen schon die Kunde über ihren Diebstahl in alle Erdteile trugen und fuhren nach Norden zu, so weit ihr Taschengeld reichte.

Dann wanderten sie bettelnd von Dorf zu Dorf, denn Milliardendiamanten in der Tasche, denn es beunruhigte sie sehr, daß die Zeitungen schwiegen. Das war Tücke, sie in falsche Sicherheit zu wiegen. Gewiß war an alle Polizeistationen die Weisung ergangen, die Landstraßen zu überwachen, deshalb eilten sie in gewaltigen Nachtmärchen dem dunklen Leib der nächsten Stadt zu, um dem übersichtlichen Gelände zu entrinnen.

Auf dem Wege zum Juwelier befiel sie große Angst; fraglos hatten alle Juwelengeschäfte im Reiche Weisung erhalten. Sie begriffen deshalb, daß sie erst einige Zeit verstreichen lassen müßten, ehe sie es wagen könnten, für die Nadel die Millionen einzuholen. Deshalb mußten sie zunächst Arbeit suchen. Aber erst nach einigen Tagen des Hungerns kam Michel bei einem Kohlenhändler als Sackträger unter, während Mathäus bei einer Bierbrauerei als Kutscher eingestellt wurde.

Sonntags trafen sie sich in einer Kneipe und jeder war froh, wenn der andere die Nadel in der kommenden Woche aufzubewahren mußte, denn der Diamant wurde mehr zur Last denn zur Lust. Sie gingen jedem Markt und allen Händlern aus dem Wege, um nicht bei einer etwaigen Leibesvisitation als Diebe entlarvt und eingekerkert zu werden und führten ein ungewohnt sittsames und arbeitsreiches Leben.

Nach Monaten des Bangens, als ihre Nerven den Schwerezustand nicht länger ertrugen, machten sie sich auf den Weg zum Juwelier. Dieser zuckte gleich verächtlich die Achseln und sagte: „Keine fünf Pfennige geb' ich für den Dred.“

Mit großen Augen hörten sie das; Wut und Scham wechselte auf ihren Wangen, aber am Nachmittag war Michel froh, daß er wieder Kohlen schleppen, und Mathäus, daß er Bier fahren konnte.

Wolfgang glaubte, die Nadel sei ihm beim Entkleiden entfallen und in eine Ritze gerollt. Er hielt sie für zu wertlos, nach ihr zu suchen.

Der Vater aber vermißte die Knechte, er ließ den See ergebnislos nach ihren Leichen durchfischen. Ein Mothos und eine Sage bildete sich im Dorf um das Dunkel ihres Versinkens, denn die Erinnerung adelte die Entschwundenen.

Scherz und Spott

Humor des Auslandes.

„Sie wollen mich nicht heiraten, weil ich arm bin. Aber es ist kein Verbrechen, kein Geld zu haben.“ — „Doch ist es ein Verbrechen, sonst würde es nicht mit lebenslanger Zwangsarbeit bestraft werden.“ *

„In der Zeitung steht, daß Sie einen prächtigen Wachhund zu verkaufen haben. Wo ist er?“ — „Den hat man mir heute nacht leider gestohlen.“ *

„Du hast ja merkwürdige Strümpfe an.“ — „Hast du sie noch niemals bemerkt?“ — „Nein.“ — „Dabei frage ich sie schon ununterbrochen seit drei Monaten.“ *

„Es ist unhygienisch, ein Schwein in einem Holzverschlag aufzuziehen, der in Ihrem Schlafzimmer steht.“ — „Lächerlich, Herr Doktor; seit Jahren ist mir noch keines der Tiere krank geworden.“ *

„Darf ich mich dir anvertrauen, lieber Freund?“ — „Aber gewiß.“ — „Also dann höre: Ich sitze vollständig auf dem Trockenen und brauche zehn Mark.“ — „Da kannst du volles Vertrauen zu mir haben; ich bin schweigsam wie das Grab, und es ist, als ob ich nichts gehört hätte.“ *

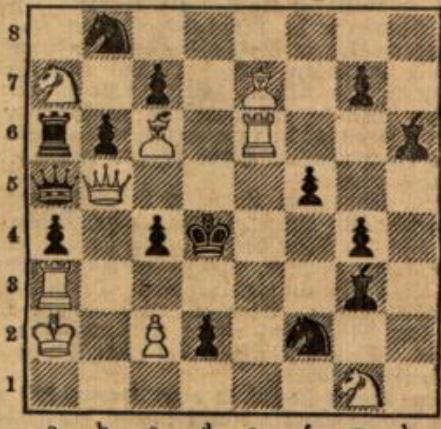
Ein tüchtiger Chirurg. „Die Operation war sehr exzellent.“ — „Da haben Sie wohl bei dem Kranken eines großen Schnitt gemacht?“ — „Ja, ungefähr 1000 Mark.“

Spiele und Rätsel

Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

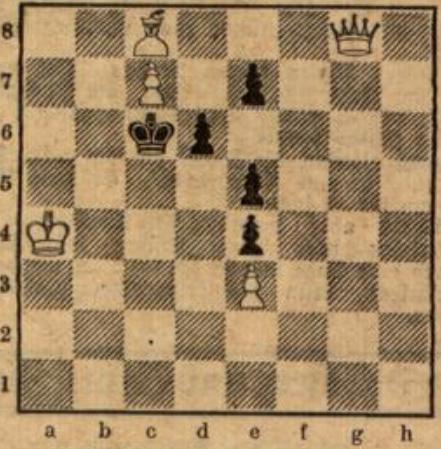
Nr. 57. Rudolf Knebel, Wiesbaden.



Weiß: Ka2, Db5, Ta3, e6, Lc6, e7, Sa7, g1, Bc2.
Schwarz: Kd4, Da5, Ta6, Lf3, h6, Sb8, f2, Ba4, b6, c4, c7, d2, f5, g4, g7.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 58. Sam. Loyd, New-York.



Weiß: Ka4, Dg8, Lc8, Be7, e3.
Schwarz: Kc6, Bd6, e4, e5, e7.

Matt in 3 Zügen.

Das Problem Nr. 57 stammt von einem Mitglied des hiesigen Schachklubs, das seine Ideen mit einem großen Aufwand von Figuren darstellt, obschon die Kompositionslinie vorschreibt mit möglichst wenig Material auszukommen. Wie man sparen kann, zeigt das Problem von Sam. Loyd.

Partie Nr. 404. Eröffnung „Caro-Kann“.
Gespielt zu Wiesbaden am 1. Juli 1927.

Weiß: Dr. Hartlaub. Schwarz: Dr. Askalon.

1. e4-c6, 2. d4-d5, 3. Sc3-d×e4, 4. S×e4-Sf6,
5. Sg3-h5, 6. h4-Lf5, 7. S×f5-Da5+, 8. Ld2-D×f5,
9. Ld3-Dg4, 10. Sf3-D×g2, 11. Tg1-Dh3, 12. De2-Dc8.
Wenn sofort 12. ... Sbd7 so 13. Sg5-D×h4, 14. S×f7-
K×f7, 15. Lg6+-Kg8, 16. De6#. 13. 0-0-0-Sbd7,
14. Sg5-Sb6, 15. c4-Dd7, 16. Lc3-Td8, 17. d5!-c5 falls
17. ... c×d5, 18. c×5 droht Lb5, 18. Se6-Tc8, 19. Lf5.
Besser ist b3, um der Dame das Feld a4 abzuschneiden.
Geschieht dann gegen die Drohung 20. Lf5 g6, so folgt
21. T×g6-f×e6, 22. d×e6-Dc6, 23. T×f6-e×f6, 24.
L×f6-Th6, 25. D×h5+-T×h5, 26. Lg6#, 19. ... Da4,
20. b3-a3+, 21. Kb1-Sbd7, 22. Dd3-b5, 23. Lg6-Th6,
24. L×f6+-K×f6, 25. Df6-b×c4, 26. S×g7!!-L×g7,

27. T×g7+-K×g7, 28. D×d7-Tf8, 29. D×e7+-Th7,
30. Tg1-Tg6, 31. L×f6+-Kh6, 32. De3+Kh7, 33. T+g6-
K×g6, 34. Dg5+-Kh7, 35. D×h5-Kg8, 36. Dh8#.
Eine von Weiß sehr hübsch gespielte Partie.

Wie löst man Schachaufgaben?

Es sei gleich vorweg bemerkt, eine bestimmte Methode, nach der man sämtliche Schachaufgaben unfehlbar lösen könnte, gibt es nicht. Nur gut; denn sonst wäre das Lösen langweilig. Der Geist will Schwierigkeiten überwinden. Hierzu kann man ihn durch Üben immer befähiger machen. Man vermeide jedoch dabei aufs Gerade wohl Züge zu machen! Erst die Stellung prüfen. Bevor man nun Schachaufgaben selbst löst, muß man sich überhaupt mit ihnen beschäftigen. Man muß erst Einblick in das Wesen ihrer verschiedenen Arten gewinnen. Man quäle nicht seinen Geist aus Ehrgeiz zu schanden! Bewältigt man eine Aufgabe nicht, so lese man nur ihre Lösung nach und suche diese zu verstehen. Die Schachaufgaben sind nun von einander ungemein verschieden. Nicht nur, daß die einen leicht zu lösen sind, die anderen dem Löser sehr große Schwierigkeiten bieten; auch im Aufbau, im Wesen weichen sie sehr von einander ab. In früheren Zeiten wurde ganz anders komponiert. Der Geschmack hat sich im Laufe der Zeiten geändert und diese Wandlung beeinflußte auch die Art, die Struktur der Aufgaben. Je genauer man nun diese verschiedenen Arten der Aufgaben kennen lernt, je tiefer man in ihr Wesen eindringt, um so besser wird man lösen lernen.

Rätsel

Bilderrätsel.



Sprichworträtsel.

In den nachstenden Sprüchen ist je ein Wort zu streichen, welche zusammen wieder ein Sprichwort ergeben:

Wer wagt, gewinnt.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Es hören viele auf den gleichen Namen.

Man kann nicht alles, was man will.

Man muß bei allem an die Zukunft denken.

Auch die Tiere fühlen Lust und Schmerz.

Besuchskartenrätsel.

Eugen J. Afebi
Turin

Was ist der Herr?

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 151.

Bilderrätsel: Am Werk erkennt man den Meister. — **Silbenrätsel:** Renate, Indianer, Coronel, Hero, Alarich, Rakete, Degen, Wartburg, Araber, Garibaldi, Norwegen, Richard Wagner, Lohengrin. — **Kreuzrätsel:** Juli, Sara, Lisa, Jura.

Richtige Lösungen sandten ein: Karl Heinz und Elli Plötz aus Sonnenberg; Otto Prückel aus Hahn i. T.